

schaftlichen Bereich Nachahmung finden: die unvoreingenommene Beachtung *lateinamerikanischer* Situationsanalysen und Lösungsversuche und selbstverständliche Bereitschaft zum Erfahrungsaustausch. Wenn schon lateinamerikanische Konfliktforschung auf europäischem

Boden getrieben werden muß, dann sollte die nicht ohne die Lateinamerikaner geschehen. Eine allmähliche (Rück-) Verlagerung auf den Ort der Handlung wäre historisch gerechtfertigt und politisch nicht ohne Chancen.

Gabriele Burchardt

Mittelamerika vier Monate nach der Papstreise

Ein Gespräch mit Prälat Emil L. Stehle

In der ersten Märzhälfte bereiste Johannes Paul II. Mittelamerika. Die Reise verlief nicht ohne Störungen (vgl. HK, April 1983, 148–149). Vieles an ihr blieb auch noch Wochen später umstritten. Was hat die Reise bewirkt, und wie sieht die Lage in den mittelamerikanischen Konfliktländern vier Monate später aus? Prälat Emil L. Stehle, der Geschäftsführer von Adveniat, hat den Papst auf seiner Mittelamerikareise begleitet und Ende Juni von neuem mehrere lateinamerikanische Länder besucht. Gabriele Burchardt und David Seeber sprachen mit Prälat Stehle, der inzwischen von Johannes Paul II. zum Weihbischof von Quito ernannt wurde (vgl. ds. Heft, S. 386), über seine Eindrücke.

HK: Herr Prälat Stehle, die Reise Johannes Pauls II. nach Mittelamerika galt neben der zweiten Polenreise als die schwierigste und politischste Reise, die der Papst bisher unternommen hat. Sie haben den Papst nach Mittelamerika begleitet und kommen gerade von einer weiteren Reise in mehrere lateinamerikanische Länder zurück. Was hat Ihrer Meinung nach die Papstreise dort bewirkt, politisch, kirchlich oder auch in sozialer Hinsicht?

Stehle: Die Reise des Papstes nach Mittelamerika ist nicht nur eine der schwierigsten, sondern auch eine der wichtigsten gewesen. Sie berührt sehr verschiedene Kontexte: pastorale, politische, soziale und selbst wirtschaftliche. Soweit ich weiß, hat der Papst sehr lange überlegt, ob er die Reise antreten soll. Den Ausschlag dafür gab die Bitte der zentralamerikanischen Bischöfe, nachdem sie festgestellt hatten, daß sie in ihren eigenen örtlichen Bereichen der Lage kaum noch Herr werden konnten, wobei Herr werden nicht ein Herrschen bedeutet, sondern ein Leiten, wie es einem Bischof zusteht. Der Dissens in allen Lebensfragen des dortigen Volkes schien zu groß geworden zu sein, auch im kirchlichen Bereich.

HK: Es gab zum Teil scharfe Kommentare nach der Papstreise, vor allem aus Mittelamerika selbst. Und erst jüngst meinte ein recht bekannter Besucher aus dieser Region, diese Reise sei „die erste Niederlage“ des Papstes während seiner ganzen Reisetätigkeit gewesen. War die Reise letztlich ein Mißerfolg?

Stehle: Das sehe ich nicht so, gerade nachdem ich vier Monate danach noch einmal in denselben Ländern gewesen bin. Sicher hat es enorme Schwierigkeiten gegeben.

Ich habe deswegen eine Veröffentlichung über die Papstreise selbst mit dem Titel überschrieben „Der Papst im Feuerofen“. Angesichts der Schwierigkeiten ist es auch ganz selbstverständlich, daß die Ergebnisse der Reise unterschiedlich beurteilt werden, denn jede Berichterstattung geht zunächst einmal vom Augenscheinlichen aus ...

„Der Papst war gewohnt, keinen Widerspruch zu finden“

HK: Uns interessieren nicht so sehr die Kommentare als der offene Widerspruch, auf den der Papst dort gestoßen ist ...

Stehle: Der Papst war von seinen sonstigen apostolischen Reisen her gewohnt, keinen Widerspruch zu finden. Da er sich in diesem Fall in einen solchen Widerspruch hineinbegeben mußte, hat er damit eine neue Furche seiner apostolischen Tätigkeit gezogen. Ich halte aber dafür, daß gerade in einem Land wie Costa Rica, wo der Papst sich am längsten aufhielt, auch am deutlichsten ein Erfolg, wie ich meine sogar ein bleibender, festzustellen ist. Dort sind gerade im geistlichen Bereich wirkliche Erneuerungsprozesse festzustellen. Sehr viele Menschen wenden sich dort neu der Kirche zu, das wurde mir von Bischöfen und Priestern des Landes übereinstimmend gesagt; besonders auch junge Leute. Weil der Papst in Costa Rica drei Tage war und auch mehrmals dorthin zurückkam, auch nach seiner Reise nach Managua, war Zeit, sich mit dem Papst und seiner Botschaft zu beschäftigen. Während die Reise in die anderen Länder sehr kurz gewesen ist, eigentlich zu kurz, um ähnliches in Bewegung zu setzen.

HK: Was hat die Papstreise für die Länder bedeutet, die sich in scharfen innenpolitischen Auseinandersetzungen befinden, wo, wie Sie schon andeuteten, auch kirchlich große Spannungen bestehen?

Stehle: Das mindeste, was man sagen kann, ist, daß Zentralamerika sich acht Tage mit dem Papst beschäftigt hat und vom Land, wo er sich gerade aufhielt, jeweils etwas übersprang auf die übrigen Länder. Das Fernsehen, die Presse, der Rundfunk haben nicht nur das Tun des Papstes in dem jeweiligen Land, sondern im ganzen lateinamerikanischen Bereich mitverfolgt und fortwährend wiedergegeben, so daß es erstmals in der neueren Zeit ein

gesamtzentralamerikanisches Ereignis oder so etwas wie ein zentralamerikanisches Gefühl gab. Das ist sicherlich bedeutsam, gerade wenn man in der Lösung von Problemen nicht ein einzelnes Land, und sei es noch so exponiert, herausgreift, wie man einen Stein herausbricht aus einem Feld, sondern wenn wir die Einheit dieser Region sehen.

HK: Kann man von einer Einheit Mittelamerikas, von der Geographie einmal abgesehen, überhaupt sprechen?

Stebles: Die Einheit dieses Raumes ist zwar politisch und auch wirtschaftlich immer wieder zerbrochen, aber schon die Tatsache, daß immer wieder versucht wird, sie zu verwirklichen, bedeutet doch auch, daß sie – wenigstens wurzelhaft – besteht, daß ein zentralamerikanisches Gefühl sich mobilisieren läßt. Das geschah ohne besondere Absicht, aber es ist im nachhinein deutlich geworden und war für die ganze Region sicherlich eine Ermutigung, weil der Papst sie von ihrem Gefühl der Minderwertigkeit befreit hat. Große Ereignisse geschehen nach außen hin ja immer nur in großen Ländern. Wenn der Papst als ein Vater der Christenheit in diese kleinen Länder kommt, und das in einem Augenblick, wo sie selbst im Konflikt leben und wo man eigentlich nicht vorbereitet ist für einen „Staatsbesuch“ und für hohe Gäste, denen man das Schöne vorführt, und wenn der Papst sich nicht scheut, zu ihnen zu kommen in einem Augenblick, wo sie gleichsam unvorbereitet und häßlich und zerstritten sind und er tagelang, Schicksal und Risiko, mit dem sie täglich leben, teilt, dann sind das Tatsachen, die eine Bevölkerung durchaus verändern können. Das wurde mir auf meiner zweiten Reise sehr deutlich bewußt.

„Die Gegensätze sind durch den Papstbesuch deutlicher geworden“

HK: Es sieht aber nicht so aus, als ob der Papst dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auch bei den Regierungen und den sich in El Salvador oder Nicaragua bekämpfenden Parteien zu befördern vermocht hätte. Über die Vorgänge in Nicaragua während der Papstreise gab es so widersprüchliche Kommentare, daß man erkennen konnte, wie sehr sie jeweils von einer Seite gelenkt waren. Läßt sich die Situation dort inzwischen klarer beurteilen?

Stebles: Die im Lande bestehenden Gegensätze und ideologischen Auseinandersetzungen sind durch den Papstbesuch deutlicher geworden. Darin sehe ich einen Vorteil. Denn wenn wir die Probleme nur unter den Teppich kehren, haben wir sie nicht gelöst. Von daher, glaube ich, war auch seine Reise in dieses Land wichtig. Es mag sein, daß gerade hier sehr strenge Kriterien angelegt werden müssen und daß nach einiger Zeit einiges anders zu beurteilen ist als zur Zeit der Reise. Ich wage noch keine abschließende Bewertung. Ich meine aber festgestellt zu haben, daß seitdem die Menschen Nicaraguas und auch die Menschen in den umliegenden Ländern wie auch bei uns sehr

viel mehr über die dortigen Konflikte miteinander sprechen. Auch darin sehe ich einen Fortschritt: die Papstreise hat zur Schärfung des Bewußtseins um die dortigen Probleme beigetragen.

HK: Sie sagten sinngemäß, die Probleme seien dort durch den Papstbesuch erst offengelegt worden. Gilt das auch für die innerkirchlichen Spannungen: sagen wir zwischen der dortigen amtlich verfaßten Kirche, die in die Distanz zu den Sandinisten gegangen ist, und jenen Christen, die sich als Teil der sandinistischen Bewegung verstehen?

Stebles: Die Berichterstattung über die Papstreise hat dazu wesentlich beigetragen. Und ich bin sicher, daß man daraus inzwischen im Lande selbst manche Nutzenanwendung ziehen kann und daß man auch in Rom durch die Papstreise über die innerkirchlichen Verhältnisse dort ein klareres Bild bekommen hat.

HK: Was sagen Sie zu dem Vorwurf, der wohl in erster Linie von Sympathisanten der sandinistischen Bewegung ausgeht, der Papst sei nicht nur der den Sandinisten als einer im Prinzip friedlichen revolutionären Bewegung nicht gerecht geworden, sondern habe dem Land keine Zukunftsperspektive gegeben, das Volk im Grunde im Stich gelassen und die Gegensätze unter Christen eher vertieft?

Stebles: Ich habe immer große Schwierigkeiten, wenn der Ausdruck „Volk“ fällt, besonders wenn er gleichsam als Beweis und Waffe gebraucht wird. Das Volk, so wie ich das nun auch bei meinem Besuch vor wenigen Wochen wieder erlebt habe, ist sicherlich tief christlich in Nicaragua und hat kein Zerwürfnis mit Rom etwa aus einem geschichtlichen Vorgang geerbt, wie wir im deutschen Sprachgebiet durch unsere Reformationen und Kontrareformationen. Das christliche Volk in Nicaragua hat kein gespaltenes Verhältnis zum Papst. Das sah man ja auch daran, daß etwa 400 000 bis 500 000 Menschen zu seinen Gottesdiensten gekommen waren. Man darf da nicht nur von den spektakulären Vorgängen mit den Mikrofonen, von den Störungen des Gottesdienstes ausgehen, wo ja wohl Manipulation im Spiel war. Auf jeden Fall waren die Störungen beim Gottesdienst in Managua kein Protest des Volkes gegen den Papst.

HK: Ist die Vermutung richtig, daß der organisierte Stör-spektakel während des Papstgottesdienstes in Managua weniger dem Papst als der einheimischen Hierarchie, vor allem Erzbischof Obando Bravo gelten sollte?

Stebles: Sandinistischen Quellen in Managua zufolge, die ich für zuverlässig halte, war dem so, auch wenn dies die bisherige Berichterstattung nicht vermerkte.

HK: Die Reden dort waren recht allgemein gehalten; hätte der Papst, gerade weil Nicaragua ein akuter Krisenpunkt ist, der Bevölkerung nicht besser gedient, wenn er vor allem in Fragen der gesellschaftlich-staatlichen Organisation des öffentlichen Lebens konkreter geworden wäre?

Stehle: Es gehörte zu den Grundlagen der Planung der Reise, daß der Papst im einzelnen Land jeweils so sprach, daß damit zugleich die ganze Region Mittelamerikas angesprochen war. Der Papst hat z. B. in León sehr eindringlich zu Fragen der Erziehung gesprochen als zu einer für Zentralamerika ganz elementaren Frage, weil dort Erziehung in den vergangenen Jahrzehnten ungenügend vernachlässigt oder sehr einseitig betrieben wurde. Wenn der Papst darüber gerade in Nicaragua gesprochen hat, dann war das doch ein Vorgang, der die Bevölkerung – denken Sie nur an die dortige Alphabetisierungskampagne und auch an deren positive und negative Begleiterscheinungen – ganz unmittelbar berührte. Ich kann nicht erkennen, daß hier der Papst am Volk vorbeigegangen wäre.

„Das Phänomen Volkskirche nicht nur studieren, sondern auch sorgfältig mit ihm umgehen“

HK: Was der Papst dort zur Erziehung gesagt hat, klang aber nicht gerade so, als ob er damit auf die Errungenschaften des verstaatlichten Bildungswesens aufmerksam machen wollte ...

Stehle: Das konnte auch nicht seine Aufgabe sein. Zudem: vor Indoktrination zu warnen ist für einen Papst nicht nur legitim, sondern u. U. auch Pflicht ...

HK: Aufsehen erregt hat die schroffe Form, in der er in Nicaragua über die sog. Kirche des Volkes urteilte und daß er über soziale Errungenschaften „natürlich“ woanders, aber in Nicaragua gerade nicht gesprochen hat. Daraus kann man schließen, daß der Papst die sandinistische Revolution mit Sicherheit nicht würdigen wollte. Hätte er durch mehr Abwägung nicht mehr vermitteln bzw. bewirken können?

Stehle: Ich möchte es dem Papst sehr hoch anrechnen, daß er sich nicht für eine Einheits- oder gar totalitäre Erziehung in Nicaragua und auch in anderen Teilen Zentralamerikas ausgesprochen hat. Was das Wort über die Volkskirche angeht, würde ich gerne die lateinamerikanischen Bischöfe zitieren, die unmittelbar nach dem Papstbesuch in Haiti zu ihrer Generalversammlung zusammenkamen. Dort nahm der neue Vorsitzende des Lateinamerikanischen Bischofsrates, Bischof *Antonio Quarracino*, zu dieser Frage Stellung und forderte dazu auf, gerade dieses Problem zu studieren und sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht durch Schlagworte von dem Bemühen um die Einheit in der Kirche abbringen zu lassen.

HK: Ist die Einheit so sehr gefährdet, oder ist es nicht mehr das Bemühen, unliebsame, vielleicht auch ideologisch verführte Gruppen klein zu halten?

Stehle: Die Warnungen, es könnte sich am Ende so etwas wie eine Bischofskirche auf der einen und eine sogenannte Volkskirche auf der anderen Seite bilden, sind aus meiner

Sicht durchaus ernst zu nehmen. Im übrigen sind wir alle dazu aufgerufen, dieses Phänomen nicht bloß zu studieren, sondern auch sehr sorgfältig damit umzugehen. Denn sowenig wie es in der Erziehung in allen Jahrhunderten in Gerechtigkeit und der rechten Zuordnung zu allen Volksklassen zugeht, so wenig ist auch derzeit die Einheit der Kirche in dieser Region so gegeben, daß an ihr nicht intensiv gearbeitet werden müßte. Auch das ist bei der Mittelamerikareise des Papstes deutlich geworden.

HK: Läßt sich in dem Zusammenhang überhaupt von einer Volkskirche sprechen, die mit oder ohne Verflechtung mit der amtlich verfaßten Kirche ihre eigenen Wege geht? Handelt es sich nicht eher um mehr oder weniger große Teile von Christen, die aus einer bestimmten sozialrevolutionären Sicht ihr Christentum neu zu buchstabieren suchen?

Stehle: Es gibt theologische Veröffentlichungen und journalistische Berichterstattungen, die uns den Gebrauch dieser Worte abverlangen. Ich glaube allerdings nicht, daß die Gegensätze zum gegenwärtigen Zeitpunkt so groß sind, daß eine *akute* Gefahr für die Einheit der Kirche besteht. Probleme dieser Art entstanden z. T. dadurch, daß politische Gewichtungen bei Teilen der Kirche unterschiedlich gesetzt wurden und sich einzelne Persönlichkeiten polarisieren, und z. T. durch die Hilfe von außen Extreme fördern.

HK: Meinen Sie damit auch ökumenische Einrichtungen, wie das Zentrum Valdivieso, das ja vom ÖRK direkt unterstützt wird und offenbar im katholischen Bereich einigermaßen verunsichernd wirkt?

Stehle: Ich meine, der Weltkirchenrat sollte Zentren wie dieses nicht direkt unterstützen, sondern sein Vorgehen mit den evangelischen Kirchenleitungen und den katholischen Bischöfen absprechen. Sonst entsteht da leicht eine falsche Gangart. Ich meine, ich hätte bei meinen letzten Gesprächen sowohl bei den nicaraguanischen Bischöfen als auch beim Zentrum selbst Bereitschaft zu neuer Zusammenarbeit entdeckt. Im übrigen müssen wir bezüglich Mittelamerika auch ein wenig geschichtlich denken. Die Region lag lang im Schatten der Geschichte. Die zentralamerikanischen Völker blieben über Jahrhunderte hinweg am Rande des Geschehens. Die großen Aufbrüche von Rio de Janeiro 1955, Medellín 1968 und Puebla 1979 sind in Mittelamerika mit zeitlicher Verzögerung angekommen. Niemand sollte sich deswegen über Eruptionen und über manches Unreife z. B. bei Basisgemeinschaften wundern und dann alles Neue in Bausch und Bogen verwerfen.

HK: Werden die gegenwärtigen Spannungen in Nicaragua nicht durch vielleicht übertriebene Befürchtungen in Rom oder anderswo auf ungute Weise verschärft? Ist der gelegentlich gehörte Hinweis so ganz falsch, der Papst habe sich bei seiner Zentralamerikareise bei der Abfassung der Reden etc. zu sehr in Abhängigkeit der bisherigen CELAM-Führung begeben?

Steble: Sind Abhängigkeiten hier das richtige Wort? Es mag aber sein, daß der Papst nach der Reise manches anders sieht als vorher. Das erkennt man z. B. leicht aus seiner sehr ausgleichenden und den Dialog und die Einheit suchenden Ansprache, als die nicaraguanischen Bischöfe im Mai dieses Jahres, also zwei Monate nach der Papstreise, in Rom zum Ad-Limina-Besuch waren. Im übrigen kann ich nur noch einmal darauf verweisen, daß es ein großer Vorteil ist, wenn eine ungeklärte Situation auch in ihrer Ungeklärtheit deutlich wird, und die Menschen anfangen, sich mit ihren Zerwürfnissen auseinanderzusetzen, statt daß der Stau dadurch, daß man das Problem weiter verschiebt und vertröstet und in einer unklugen Weise die Tugend der Geduld strapaziert, noch größer wird.

HK: Wenn das hoffnungsvoll begonnene sandinistische Experiment scheitert, sei es, daß es durch Gegenkräfte oder durch Druck von außen zu Ende kommt, sei es, daß es in eine kommunistische Abhängigkeit abgeleitet, muß dann nicht auch die Kirche mit einem für lange nicht wieder gutzumachenden Rückschlag in der ganzen Region rechnen?

Steble: Gerade deswegen ist es wichtig, daß die Kirche, wo und wann es irgendwie möglich ist, dazu beiträgt, Polarisierungen abzubauen und aus dem scheinbar unentrinnbaren Kreis von Gewalt und Gegengewalt auszubrechen. Die Kirche in Mittelamerika, gerade auch die Nicaraguas, ist lebendiger, kämpferischer geworden und bereiter, ihren Beitrag einzubringen und wo es nötig ist, auch Farbe zu bekennen. Dies scheint mir der richtige Weg zu sein.

„Ich bin zuversichtlich, daß sich genügend Kräfte im Volk selbst rühren“

HK: Erzbischof Rivera y Damas von San Salvador hat vor einiger Zeit in einem Vortrag in schöner Einfachheit gesagt: Für uns löst das Problem der Gewalt nur Herstellung sozialer Gerechtigkeit. „Das ist alles“, sagte er wörtlich. Nun ist gerade El Salvador das eindringlichste Beispiel dafür, wie Politik ein Volk immer wieder in den Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt zwingt. Wo sind in Ländern wie El Salvador die Menschen, die den Willen und die Macht haben, aus dem Wort des Bischofs Wirklichkeit zu machen?

Steble: Das ist ein großes Wort, das Erzbischof Rivera sagte: Soziale Gerechtigkeit, das ist alles. Aber er hat auch den Weg dahin beschrieben: nämlich Absage an den Weg der Gewalt, ganz gleich, von welcher nationalen oder internationalen Seite dieser Weg ausgeht und wer wessen Wasser auf seine Mühlen leiten will.

HK: Aber wo sind die Kräfte, die diesen Weg zu gehen und abzustützen bereit sind?

Steble: Ich bin zuversichtlich, daß sich dafür genügend Kräfte im Volk selbst regen. Denn das Volk, das hat sich

beim Besuch des Papstes gezeigt, ist eben nicht bei den Institutionen und Gruppen, die den Weg der Gewalt gehen wollen, um sich selbst an die Macht zu bringen oder sich selbst an der Macht zu halten, ohne dabei nach dem Wohl und dem Willen des Volkes zu fragen. Das Volk hat gerade jenen Stellen in den Reden des Papstes, wo dieser von der Gerechtigkeit und vom Weg zur Gerechtigkeit sprach, in einer Form und einer Dauer applaudiert, die nicht nur unter die Haut, sondern die tief in die Seele gegangen sind. Die Bevölkerung von El Salvador war z. B. an jenem Tag nicht nur glücklich, weil der Papst im Lande war, sondern weil in der Woche des Papstbesuches in Zentralamerika die sich bekämpfenden Parteien die Waffen ruhen ließen.

HK: Das ist eine schöne Perspektive, aber die Wirklichkeit sieht so aus: Jeder ist zwar im Prinzip für eine friedliche Lösung des Konflikts, aber die Regierung will nicht verhandeln, die USA bestärken sie darin; ob die Aufständischen verhandeln wollten, müßte sich erst erweisen. Und solange eine Seite Hilfe von außen bekommt, läßt sich auch die andere Seite helfen.

Steble: Ich könnte das, was Sie sagen, noch ergänzen, und zwar ebenfalls durch ein Wort von Erzbischof Rivera, das inzwischen auch schon von anderen Bischöfen des Landes und von anderen Persönlichkeiten aufgegriffen wurde, nämlich: Ost und West liefern die Waffen und wir, die Salvadorianer, liefern die Toten. Das ist ein bitterer Vorgang, aber er ist bei aller Verflochtenheit und Bitterkeit nicht ohne Hoffnung.

HK: Und worin gründet in diesem Punkt Ihre Hoffnung?

Steble: Z. B. darin, daß der Papst drei Tage vor seiner Reise Bischof Rivera zum Erzbischof von San Salvador ernannte und damit der längeren Zwischenphase, in der Rivera die Diözese nur als Apostolischer Administrator verwaltete, ein Ende setzte. Das war eine deutliche Rückenstärkung für einen Mann, der um Vermittlung zwischen den sich bekämpfenden Parteien ebenso bemüht ist, wie er die Forderung nach sozialen Reformen ernst nimmt.

HK: Sie sehen darin eine bewußte Stärkung der Autorität Riveras, nachdem ihm diese durch das kirchliche Provisorium in San Salvador längere Zeit eigentlich verweigert wurde?

Steble: Ganz entschieden. Die Schützenhilfe des Papstes für Rivera auch während seines Aufenthaltes in El Salvador ist in beiden Lagern und über El Salvador hinaus verstanden worden. Die gestärkte Autorität des Erzbischofs, das konnte man in den letzten Monaten deutlich beobachten, ist auch der Kräftigung der innerkirchlichen Einheit in El Salvador förderlich; das macht sich, jedenfalls wenn ich die letzten Monate beobachte, innerhalb des Klerus, innerhalb der Gemeinden und bei den einzelnen Gruppen und gesellschaftlichen Schichten, und bei den Bischöfen selbst bemerkbar.

„Verhandlungen zwischen den Konfliktgruppen bereiten sich bereits vor“

HK: Das ist noch kein Weg aus dem Bürgerkrieg heraus. Oder trauen Sie Rivera auch politisch eine Vermittlungsaktion zu?

Stehle: Es wäre sicher nicht recht, nur dieses Ereignis des Einwirkens des Papstes herauszustellen. Ich glaube aber, daß dieses eine von den frühen Frühlingsblüten ist, die der rasche Wanderer noch nicht sieht, die aber durchaus mehr ankündigen, als sie selber darstellen. Auf jeden Fall sind in El Salvador in beiden Bereichen, nämlich in den größeren Teilen des Landes, in denen die Regierung wirkt, aber auch in den Teilen, in dem sich die Aufständischen eingerichtet haben, Bemühungen im Gange, schließlich doch noch eine Lösung zu finden. Man kann in den Städten und auf dem Lande feststellen, daß sich jetzt gesellschaftliche Gruppen, Genossenschaften, Gewerkschaften und auch die Pfarrgemeinden und Basisgruppen ermutigen, in vieler Weise, nicht bloß auf ein großes Ereignis von außen zu warten, sondern sich selbst bemerkbar zu machen. Bemerkenswert sind dabei vor allem die Predigten der Priester.

HK: Gilt das nur punktuell, oder beginnt sich im ganzen Lande etwas zu ändern?

Stehle: Das gilt nicht nur punktuell. Das Land insgesamt ist wacher geworden, das Klima ist nicht mehr so lethargisch, und die Erkenntnis nimmt zu, daß die Menschen in El Salvador, gesellschaftliche Gruppen, die Mißbräuche beider Konfliktparteien selber abstellen, daß sie sich dagegen wehren müssen. Vielleicht wird das in nächster Zeit auch nach außen hin noch deutlicher.

HK: Wollen Sie damit sagen, daß es möglich ist, Terror und Gewalt von unten her einzugrenzen, dem Bürgerkrieg gewissermaßen den Boden bzw. das Grundwasser zu entziehen?

Stehle: Ich halte so etwas nicht ganz für unmöglich und glaube, daß die in Aussicht gestellten, neuerlichen Wahlen ein hilfreiches Element in dieser Richtung sein könnten. Jedenfalls sind sie geeignet, den inzwischen deutlicher gewordenen Volkswillen auszudrücken. Wir dürfen dabei auch nicht übersehen, daß El Salvador mit Nicaragua nicht vergleichbar ist. In El Salvador gab es schon eine Selbstbefreiungsbewegung und eine Führung, die zu sozialen Reformen bereit war. Sie wurden aber dadurch belastet, daß die Konfliktgruppen zu stark waren, um miteinander auszukommen.

HK: Aber die Wahlen 1982 zur verfassungsgebenden Versammlung haben das Gegenteil bewirkt, haben zu Radikalisierung auf der Regierungsseite und zu einer Verschärfung des Konflikts geführt. Ist nicht zu befürchten, daß es im Falle von Präsidentenwahlen Ende dieses oder zu Beginn des nächsten Jahres wieder ähnlich läuft?

Stehle: Wenn auch den Wahlen 1982 einige Schwächen

nachzusagen sind, war doch die Tatsache der Äußerung des Volkes ein Fortschritt, von dem der Großteil trotz der offensichtlichen Bedrohung seitens der Extremen auch Gebrauch gemacht hat. Ich begrüße aber die neuen Wahlen, weil sie im Gegensatz zum jetzigen Provisorium eine wirkliche Regierungsmacht verleihen und z. B. die Gewaltakte der Todeskommandos und den sozialen Mißbrauch des Volkes durch privilegierte Gruppen abbauen können. Auch Verhandlungen zwischen den jetzigen Konfliktgruppen sind dann leichter möglich. Solche bereiten sich m. E. zur Zeit auch bereits vor.

HK: Verhandlungen zwischen wem und mit welchem Ziel?

Stehle: Ich meine damit nicht mehr nur die indirekten der beiden großen Blöcke, nicht mehr nur die offenen der Gruppe der Contadora, sondern es sondieren jetzt auch die salvadorianischen Konfliktparteien selbst die Möglichkeiten von Dialog und Verhandlungen, um zu einem Frieden in Gerechtigkeit zu kommen. Der erstmals als solcher erklärte Waffenstillstand während der Papstreise sollte in seinem Signalcharakter nicht übersehen werden.

„Die Kirche hat gegenwärtig eine wichtige Supplementärfunktion“

HK: Wir haben bisher ausschließlich von Nicaragua und El Salvador gesprochen, und alle Welt blickt in erster Linie auf diese Länder. Machen wir – auch kirchlich – nicht den Fehler, daß wir uns einseitig auf die von der Ost-West-Spannung gekennzeichneten Konfliktfelder konzentrieren, während andere gärende Prozesse, z. B. in Guatemala, vernachlässigt werden. Und kann es dort nicht wieder passieren, daß ein Land in den Ost-West-Konflikt hineingezogen wird, nur weil seine internen Probleme aufgeschoben werden?

Stehle: Die Gefahr einer Regionalisierung auch dieser Konfliktfelder ist groß. Und wenn der Konflikt regionalisiert wird, kann heute niemand sagen, ob er morgen nicht auch mundialisiert wird, wie das auch mit anderen regionalen Konflikten in der Welt geschehen ist. Der regionale Konflikt in Vorderasien hat ja auch stets die Gefahr in sich, zu einem Weltkonflikt werden zu können. Deswegen ist es wichtig, daß überall Friedfertige sich rühren, nicht nur Friedselige, sondern Leute, die Frieden machen.

HK: Beginnt sich das Regime des Staatspräsidenten Rios Montt, auch unter dem Einfluß des Papstbesuches, tatsächlich zu wandeln, wie manche glauben machen wollen? Wie beurteilen Sie die (neuerliche) Verhängung des Ausnahmezustandes? Und welche Chance hat die Kirche, gegenwärtig überhaupt noch das Geschehen zu beeinflussen?

Stehle: Unmittelbar nach dem Papstbesuch beruhigte sich die Lage in der Tat. Zwar nicht grundlegend und noch viel weniger zufriedenstellend. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß es sich mehr um Taktieren und Verla-

gerung als um eigentliche Befriedungen und Abbau der Diktatur handelt. Die Kritik kehrt daher mit großer Bitterkeit zurück, auch die der Kirche, und setzt nicht zuletzt an der Person des gegenwärtigen Staatspräsidenten an.

HK: Adolf Exeler hat erst vor einiger Zeit im Blick auf Lateinamerika sinngemäß gesagt, der Einfluß der Kirche werde fürchterlich überschätzt. Wieweit kann sie dort, ohne sich selbst zu überfordern, eine die Verhältnisse wirklich bewegende Kraft sein?

Steb: Was Exeler sagt, ist nicht falsch. Tatsächlich nimmt z. B. nur ein Bruchteil der Bevölkerung am kirchlichen Leben teil, aber inzwischen sind es im Durchschnitt immerhin etwa doppelt so viele als früher. Die bewußt zur Kirche gehören, sind jetzt 15–20% statt 5–10% der Bevölkerung noch in den 50er Jahren. Aber Zahlen allein genügen hier nicht. Die Kirche hat die Geschichte des Subkontinents, seine Kultur und die Traditionen tief mitgeprägt. Und sie ist auch politisch ein um so maßgebender Faktor als die politisch und sozial aktiven Elemente in der Gesamtbevölkerung noch sehr dünn gesät sind oder nicht zur Verfügung stehen. Insofern hat die Kirche zum jetzigen Zeitpunkt eine wichtige Supplementärfunktion in der Gesamtgesellschaft. Die Kirche muß sich aber auch dessen bewußt sein und versuchen, Laien zu fördern, die in eigenständiger Verantwortung zu handeln in der Lage sind.

HK: Wie sehen Sie unter diesem Gesichtspunkt den Konflikt um die der sandinistischen Regierung angehörenden Geistlichen? Kann die Kirche sich hier Toleranz leisten?

Steb: Ich habe bei meinem letzten Nicaragua-Aufenthalt mit einem dieser Priester-Minister ein langes Gespräch über diesen Gegenstand geführt und ihn aufgefordert, sich einen Laien für sein politisches Amt heranzubilden und selbst zur Seelsorge zurückzukehren. Ich war überrascht, daß er diese Problematik durchaus versteht und mir zu erkennen gab, bereits Vorbereitungen dieser Art getroffen zu haben. Er bat mich nicht um Toleranz, sondern um Geduld.

„Ich möchte nicht von Optimismus, sondern von Hoffnung sprechen“

HK: Befördern wir die Gefahr der „Mundialisation“ solcher Konflikte nicht auch dadurch, daß wir Konflikte in dieser Region immer sogleich und ausschließlich als Teil der Ost-West-Spannung begreifen und die örtlichen Ursachen des Konflikts zu wenig zur Kenntnis nehmen?

Steb: Das ist eine sehr substantielle Sorge. Es wäre eine unstatthafte Vereinfachung, wenn wir darin jeweils nur einen Interessenkonflikt der Großmächte sähen. Der Ost-West-Konflikt spielt zweifellos jeweils mit hinein und wirkt verschärfend, aber ist nicht der erste und ursprüngliche. Dieser wurzelt vielmehr in der sozialen Vernachlässigung dieser Region. Aber gerade soziale Konflikte finden in dem Ost-West-Konflikt einen frucht-

baren Nährboden, in dem sie politisch eskalieren können.

HK: Müssen wir in diesem Sinne nicht überhaupt unser Latein- und Mittelamerikabild korrigieren? Konflikte in diesem Raum sind nicht einfach Ergebnis des bösen Nachbarn im Norden und eines fernen, nach Weltherrschaft strebenden Einmischers aus dem Osten. Müssen wir nicht lernen, diesbezüglich noch zu differenzieren, wenn wir nationale Konflikte in ihren eigentlichen Wurzeln ernst nehmen und sie unter internationalem Aspekt nicht zusätzlich verschärfen wollen?

Steb: Zentralamerika ist natürlich eine Region, in der nicht erst heute Vorherrschaft und Protest gegen Vorherrschaft entsteht. Probleme ähnlicher Art reichen weit zurück, haben tiefe geschichtliche Wurzeln. Schon die indianische Welt hatte ihre Stammesfehden. Und es ist für uns Christen natürlich kein Ruhm, daß wir in fast 500 Jahren dieser Region die Botschaft des Evangeliums, die in sich eine Botschaft des Friedens, der Erlösung und der Brüderlichkeit, der menschlichen Begegnung in Würde und Respekt und gegenseitiger Hilfe ist, nicht tiefer in den Herzen und Sinnen der Menschen verankert haben. Die ungeheure soziale Umwälzung, die gegenwärtig in Mittelamerika stattfindet, wird aber langfristig positive Auswirkungen auf den ganzen lateinamerikanischen Subkontinent haben. Der zentralamerikanische Prozeß wird jetzt im Gegensatz zu der Zeit vor den Umwälzungen in Nicaragua und El Salvador in ganz Lateinamerika mit großem Interesse verfolgt. Nicht umsonst haben sich z. B. Kolumbien, Venezuela und Ekuador aktiv in Lösungsversuche eingeschaltet.

HK: Was berechtigt Sie zu diesem Optimismus? Wahrscheinlicher ist doch, daß ein von Spannungen aufgeriebenes Mittelamerika mit seinen widersprüchlichen ideologischen Einflüssen nach und nach ganz Lateinamerika in Mitleidenschaft zieht?

Steb: Ich möchte nicht so sehr von Optimismus, sondern von Hoffnung sprechen. Um Optimismus zu verbreiten, ist der gegenwärtige Prozeß viel zu grausam, viel zu kostspielig, weil er auf dem Rücken des Lebens von Menschen ausgetragen wird. Ich bin aber zuversichtlich, weil dieser Kontinent doch immer und immer wieder überraschenderweise zu Reaktionen kommt, die man nicht vermutet hätte. Denken Sie z. B. an die Erneuerung der Kirche und ihres sozialen Engagements, wie es sich seit den 60er Jahren kraftvoll entfaltet hat, auch wenn dieser Prozeß mit den Wehen einer Geburt vergleichbar ist.

HK: Denken Sie in diesem Zusammenhang auch an Kuba? Johannes Paul II. hat sich beim jüngsten Ad-Lima-Besuch der kubanischen Bischöfe Anfang Juli in Rom relativ gelassen über die Zukunft der Kirche in Kuba geäußert und anerkennend hervorgehoben, daß das Regime dort in jüngster Zeit die Einreise einer kleineren Zahl ausländischer Geistlichen ermöglicht hat. Muß mit dem Faktor Kuba in Mittelamerika künftig – nicht nur im Blick auf Nicaragua – nicht noch mehr gerechnet werden?

Und versteht es die Kirche, diesmal sich rechtzeitig darauf einzustellen?

Stebler: Kuba „war“ 1959, 1960. Es hat damals eine Kirche angetroffen, die noch nicht in den Prozeß ihrer eigenen Reformen eingetreten war. Sie konnte daher leicht eine Zeitlang zu einer stummen Kraft zurückgeführt werden.

Es gibt dort z. B. z. Zt. kaum 1% von sonntäglichen Kirchgängern. Doch auch in Kuba glüht noch das Feuer unter der Asche und will neu auflodern. Für Nicaragua ist es ein großer Vorteil, auch ein politischer, daß dort die Kirche nicht stumm geworden ist. Und die Lebendigkeit der gegenwärtigen Auseinandersetzungen zeigt, daß die Kirche hier durchaus ihre Möglichkeiten ausschöpft.

Gewalt wird durch soziale Gerechtigkeit überwunden

Aus einem Vortrag von Erzbischof Rivera y Damas von San Salvador

Im Rahmen der 5. Mönchengladbacher Sozialethiker-Gespräche im Mai dieses Jahres hielt der Erzbischof von San Salvador, Arturo Rivera y Damas, einen Vortrag, in dem er in sehr unmittelbarer Form Gründe und Hintergründe des El Salvador-Konfliktes beschrieben hat. Wir veröffentlichen hier Auszüge aus dem Vortrag in einer erst jetzt nach dem ursprünglich vorliegenden spanischen Text angefertigten Übersetzung. Der volle Wortlaut wird im Berichtsband (Band 5 in der Reihe Mönchengladbacher Gespräche) im Herbst dieses Jahres bei Bachem erscheinen.

[Ich gehe aus] vom Verständnis der Gewalt, das Erzbischof Romero in seinem dritten Hirtenbrief und die ich in meinem ersten Hirtenbrief als Bischof von Santiago de María dargelegt haben. Was dort zur Moral gesagt wurde, gilt noch immer in dem universellen und prinzipiellen Rahmen, mit dem dieses Dokument das Problem der Gewalt anging. Ausgehend von den Prinzipien des Friedens und mit der Absicht der Einordnung unter Gesichtspunkten der Moral, haben wir damals verschiedene „Fälle“ von Gewalt untersucht, um dem suchenden Gewissen vieler mit diesem Problem beladener Salvadorianer zum damaligen Zeitpunkt eine Antwort zu geben. In diesem Dokument haben wir die moralische Zulässigkeit der Gewalt im Fall eines Volksaufstandes anerkannt unter entsprechender Berücksichtigung der Forderungen der christlichen Moral. In diesem Hirtenbrief haben wir aber nicht in ausreichendem Maße das Problem der Gewalt unter dem Gesichtspunkt der Wiederherstellung der notwendigen Vorbedingung für den Frieden, nämlich der sozialen Gerechtigkeit, behandelt. Mit meinem Beitrag heute möchte ich nicht diese Lücke füllen, sondern ganz einfach nur Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß wir die soziale Gerechtigkeit als eine notwendige Voraussetzung für den Frieden in den Mittelpunkt stellen müssen. Wenn wir nämlich über den Frieden sprechen, so ganz allgemein und im Prinzip, setzen wir uns der Gefahr aus, daß wir das wahre Problem El Salvadors in Bereiche weg-schieben, in die es nicht gehört. So paßt z. B. das Wort von der „Befriedung“ nicht gut auf unsere Lage. Es handelt sich nicht darum, daß man einer Befriedung nicht bedürfte, sondern einfach darum, daß unser Problem nicht darin besteht, wie wir das Tempo der Aufrüstung verlang-

samen. Dies ist eine wichtige Sache im Ost-West-Konflikt. Für uns besteht die Lösung des Problems der Gewalt in der Wiederherstellung der sozialen Gerechtigkeit. Das ist alles ...

Das Bild, das wir uns von einer Wirklichkeit machen, die sich aus einsichtigen, aber unabänderlichen Gründen unserem direkten Zugriff entzieht, hängt völlig ab von der Information, die wir über sie besitzen. Wenn nun Krieg herrscht, gibt es mehr Desinformation als Information. Jede der kriegführenden Parteien stellt die Wirklichkeit entstellt dar, so wie es am besten ihren Absichten und Zielen entspricht. Manchmal werden wir nicht gewahr, daß die Desinformation einen Teil der Gewalt im Krieg darstellt. Durch sie soll unser Urteil und manchmal auch unsere Macht zugunsten eines bestimmten Vorhabens bewegt werden. Diese Klippe kann nur vermieden werden, wenn man sich eng an eine objektive Analyse der Dinge hält und von daher die Informationen oder Desinformationen bewertet, die sich aus der Situation der Gewalt ergeben ...

Ein Land mit 30 000 Morden und 200 000 Flüchtlingen

Die Vielschichtigkeit unseres Problems zeigt sich am besten im Bereich der politischen Vermittlung. Wir wissen, daß heutzutage Probleme und Konflikte an irgendeinem Punkt der Welt immer auch weltweite Bezüge haben und daß sie auf die eine oder andere Weise in den weltweiten Ost-West-Konflikt einbezogen sind. So bleibt also die Lösung eines Konflikts nicht mehr nur den davon direkt Betroffenen überlassen, sondern diese müssen sich weniger an Ratschläge, sondern doch an Anweisungen der Supermächte halten. So wie die politische Macht in der heutigen Welt verteilt ist, wo es noch die empörende Aufteilung in eine erste, zweite und dritte Welt gibt, müssen die Länder der dritten Welt einfach die Lösungen ertragen, die man sich in der ersten Welt für sie ausdenkt, manches Mal ohne wirkliche Kenntnis unserer Probleme und – was noch schlimmer ist – manches Mal unter völliger Mißachtung des Leidens der Menschen bei uns, die mit sozialer Armut, moralischem Elend und wirtschaftlicher